

Am 22. Januar 1937 wird in der „Presse“ nach der „Morning Post“ gemeldet, daß Cypern zu einem mächtigen Flotten- und Flugzeugstützpunkt ausgestaltet und mit dem Bau eines großen Militärflugplatzes bei Nikosia begonnen werden soll. Im wesentlichen dieselbe Meldung findet sich im „Messenger d'Athènes“ vom 6. Juli 1938 mit einem Zusatz über den Hafen von Famagusta, der imstande sein müsse, einen großen Teil der englischen Mittelmeerflotte aufzunehmen. Ferner wird hingewiesen auf Berichte von St o r r s (siehe oben), wonach Cypern als strategischer Zentralpunkt für den Nahen Orient zu betrachten sei. „Cypern muß unbedingt britisch bleiben und kann eine Basis von unschätzbarem Wert für das Verteidigungssystem des Reiches werden.“ Tatsächlich wurden während des jetzigen Krieges von der italienischen Luftflotte die Flugplätze von Famagusta und Nikosia wiederholt mit Erfolg angegriffen, gelegentlich auch der Flugplatz von Paphos in der Südwestecke.

Die letzte mir zu Gesicht gekommene Meldung aus Ankara vom 9. Januar 1942 berichtet von bolschewistischer Agitation auf Cypern. „Die Unzufriedenheit der griechischen Bevölkerung wächst unter dem Eindruck der steigenden Versorgungsnoté ebenso wie infolge der nunmehr amtlich bekanntgegebenen britischen Erklärung, daß die britische Regierung nie an eine Rückgliederung Cyperns an Griechenland nach dem Kriege gedacht habe, noch beabsichtige, irgendwelche Verhandlungen dieser Art mit der Emigrantenregierung Tsuderos zu führen. Diese Erklärung ist, wie jetzt bekannt wird, auf Vorstellungen der türkischen Volksgruppe¹⁰ auf Cypern gegen die Ankündigung der Emigrantenregierung Tsuderos zurückzuführen, wonach man mit einer Rückgliederung Cyperns an Griechenland nach dem Kriege rechnen könne. Auf den Protest der türkischen Volksgruppe rückte der Gouverneur von Cypern offiziell von der angeführten Tsuderos-Erklärung ab.“ Man sieht hieraus, daß England nach wie vor auf den Besitz der Insel den größten Wert legt.

Iran, Landschaft und Volkstum im Grundriß.

Von Dr. habil. G. Stratil-Sauer.

Wenn man, von Beirut über Baghdad kommend, übersättigt von den horizontlosen Ebenen und den verdorrten Steppen, auf der meist asphaltierten Teheraner Autostraße nordwärts zieht, erblickt man ein Gebirgsmassiv, das sich als einheitlich geschlossene, jedoch, wie man beim Näherkommen merkt, stark zertalte Mauer aufbaut. Und hat man dann die Vorhügel, kleine Vorfalten des Gebirges, durchmessen, so steht man voll Staunen vor der erstarrten Brandung der Felsen — zum erstenmal wieder nach 1000 km —, so hört man Wasser im Flußbett rauschen, atmet die Kühle des nächtlichen Bergwindes, der alle Poren erquickt, spürt die herbe Feuchte der Felsen, und man ahnt, daß sich hier etwas grundsätzlich Anderes erschließen muß: Iran.

Diese Ahnung wird zur Gewißheit, wenn man die Serpentinaen zum 2000 m hohen Paitaq-Paß hinauffährt, als erstes Grün der langen Reise hier die Buschweiden begrüßt, mit denen die Steilhänge betupft sind, oder wenn man dort

¹⁰ Die Zahl der „Türken“, d. h. Mohammedaner auf Cypern betrug meist annähernd 20 v. H. Die letzte Volkszählung 1931 ergab 64 238 Mohammedaner gegen 283 562 Christen, welche außer einer geringen Zahl von Armeniern und Anglikanern der griechisch-orthodoxen Kirche angehören.

eine langgezogene Senke durchzieht, die sich im Frühlingsgrün und Braun der Ackerschollen mit Gärten und Pappelhain ums Dorf bis zur nächsten Kette dehnt. Weite, breite Täler betten sich zwischen phantastische Gebirge und finden in engen Durchbrüchen miteinander Verbindung.

Jedes Bild erfüllt sich reich mit neuem Inhalt, neuer Form. Hinter uns liegt die lähmende Tageshitze, hinter uns auch die leere Ebenheit. An unser Ohr schlägt nicht mehr das kehlige Arabisch, sondern der volle Wohlklang des vokalreichen Persisch. Unser Auge trifft nicht mehr den kräftigen, stolzen Araber, sondern den kleineren, schwächteren Perser mit seinem klugen Blick. Die Gegensätzlichkeit beider Landschaften macht die Reise zum geographischen Erlebnis.

Die Verbindung zwischen den beiden gegensätzlichen Räumen nehmen die Nomaden auf, die, gleich einer personifizierten Naturkraft, mit dem Frühling auf die Berge und mit dem Herbst talwärts in die Steppe ziehen. Wie ein letzter Hauch orientalischer Romantik rollt abseits der Autostraße der lange, bunte Zug ab, tausendköpfige Herden, berittene Frauen, Mädchen mit Bündeln auf dem Kopf, mit Hausrat und Jungvieh beladene Esel, Hunde, Kinder und Männer, die das Lastvieh vor sich hertreiben.

Es ist ja dieselbe Straße, die einst Ekbatana, das heutige Hamadan (100 000 Einw.), mit Babylon verbunden hat. Hier zogen die Phalangen der Makedonier, die parthischen Reiter, die arabischen Eroberer, die apokalyptischen Schreckenshorden der Mongolen, die türkischen Truppen und endlich im Weltkrieg auch die Deutschen. Die Straße ist dann im Weltkrieg von den Engländern ausgebaut, später von Rheza Schah zur Autochaussee vervollkommnet worden und dient jetzt nach der Vergewaltigung Irans wieder den Briten. Und während man noch bei Kermanschah (70 000 Einw.) unter dem achämenidischen Felsrelief steht, das den Triumph des Darius, des Königs der Könige, verkündet, während der Blick über die Tumuli rings schweift, die wohl bald Spatenstiche zum Reden bringen werden, tritt zum Eindruck des großen geographischen Erlebens auch der eines gewaltigen Geschehens, das durch diese Hauptader der Menschheit gepulst ist. So eröffnet der Paitaq-Paß auch das Tor zum Verständnis Irans: über einer gewaltigen und einmaligen Landschaft eine gewaltige und einmalige Geschichte.

Fahren wir weiter ins Land hinein, so finden wir die Vegetation immer ärmer. Nur auf den höchsten Gipfeln, und auch dort nur vereinzelt, zeigt sich ein grüner Hauch. Die Senken werden steppen-, ja wüstenhafter, je weiter wir ins Hochland vorstoßen; denn was wir im Randgebirge an Pflanzenwuchs sahen, war nur ein ums graue Bild gespannter grüner Rahmen. Im Südosten des Reiches mag er brüchig sein; doch um so dichter schließt er sich im Norden. Hier in den Kaspiprovinzen Gilan und Masenderan grünt ein märchenhafter Urwald, in dessen lianen- und efeudurchflochtenem, feuchtem Dickicht noch Tiger und Panther hausen.

Der Löwe freilich ist ausgestorben. Er führt sein Dasein nur noch als das bewehrte, die Sonne verteidigende Wappentier Irans und scheint uns damit auch den geographischen Grundgedanken des Landes zu verkörpern: das Herz Irans, von weiten Becken und Wüsten erfüllt, ist die Domäne einer unbarmherzigen Sonne, und gleich bewehrten Wächtern versperren die umgebenden Ketten aller Feuchte den Zutritt zu ihm. Je tiefer und südlicher diese Becken liegen, desto mehr herrscht in ihnen das absolute Nichts. Im tiefsten und südlichsten, in der Wüste Lut, breitet sich zwischen den Flanken von Gebirgen,

deren letzte ausschwärmende Inselberge in Schutt und Sand ertrinken, eine verdurstete, von Sand, Stein oder den Riesenwaben der Salzschollen erfüllte Ebenheit ohne Blatt und Halm, ohne Leben und Regung, ja ohne Fliege selbst. Diese Landschaft ruht jenseits von allem Stirb und Werde des Organischen, und selbst der Tod ist ihr, die kein Leben mehr zu gebären vermag, gestorben. Nur der Atem der Unendlichkeit, der Wind, haucht ein Scheinleben über das Todesland, wenn er den Kelch der Sandwirbel zum Himmel hebt oder den Sand sirrend an die Äolsharfe des glasspröden Basaltschuttes fegt.

Man muß, um Iran zu verstehen, beide Landschaften gesehen haben, den grünen Saum und das tote Herz; denn die Mischung aus beiden gibt den Farbton für alle anderen Landschaften des weiten Reiches, das über 1,6 Mill qkm umfaßt. Diese alle bilden eine Abwandlungsreihe zwischen den Extremen der Lut und von Gilan, indem bald das schutterfüllte Becken, die zerbrochene, gebänderte Gebirgstafel, die Wüste, bald wieder die Faltung der Ketten oder die an Wasser und Vegetation reiche tiefe Schlucht motivisch führt. Feuchtere Gebirgsländer des Saumes, die am auswärts gerichteten Hang oft Matten und Grün, am binnenwärts gerichteten dagegen Steppe und Gesteinsschutt führen, sind im regenreicheren Norden die Provinzen Aserheidschan und Chorassan und im trockeneren Süden solche wie Luristan und Fars, die sich in der Gebirgswüste von Belutschistan bereits wieder dem anderen Extrem zuneigen. Je näher man über die Provinzen Isfahan, Jesd und Kerman dem Zentralgebiet kommt, desto stärker setzt sich wieder das Extrem der Wüstenfarbe durch. Abgesehen von der Provinz Khusistan, die als Naturraum zu Mesopotamien gehört, ist Iran aber durchwegs ein Gebirgsland, und selbst in den weiten Becken von Sistan, der Lut und der Kewir gibt es nur wenige Blicke, in denen sich das nicht augenscheinlich darstellt.

Diese Erscheinung läßt sich erdgeschichtlich leicht klären. Im Zusammenhang mit der Bildung des jungen eurasiatischen Faltengebirges ist Iran zwischen den starren Tafeln des alten Gondwanalandes, also zwischen Arabien und Indien einerseits und den Massen des Nordens andererseits, aufgepreßt worden. Keineswegs jedoch zeigen die Gebirge einen einheitlichen Ausdruck. Unter den Becken lagern starre Massen, die sich der Faltung widersetzt haben. Die sie umziehenden Gebirgszonen sind vielfach Schollenland germanotypen Baues, in dem eine junge Bruchtektonik die älter gefalteten Blöcke bewegt hat, oft — und besonders an Scharungsstellen — so intensiv, daß tiefreichende Spalten Laven an die Oberfläche dringen ließen. Erst die Randketten selbst sind junge alpinotype Deckengebirge, die durch ihre Frische und Intensität der Faltung meist die binnenwärts gelegenen Schollen an Höhe überragen. Mit der Streichrichtung ziehen hier Synklinaltäler, die in großartigem, oft unzugänglichem Durchbruch zum Meer streben, während sie, begünstigt durch die tiefe Erosionsbasis, im Quellgebiet Stromraub treiben.

Der grundsätzliche Unterschied im Ausdruck der Landschaftsformen erklärt sich also im wesentlichen tektonisch, indem sich den zackigen, kammreichen Deckengebirgen die Ebenen und Senken der starren Massen gegenüberstellen, während zwischen beiden die in Schollen zerlegten Tafeln oder intensiv zerdrückte und aufgetürmte Gebirgsmassive vermitteln. Endlich wirkte am Bau der Formen auch der Vulkanismus mit, der sich noch vereinzelt tätig zeigt; denn noch heute hängt über dem Kuh-e-taftan in Persisch-Belutschistan die Rauchfahne, und selbst der Demavend arbeitet mit parasitärem Kegel weiter.

Unter den Klimabedingungen zeigen sich besonders die Niederschläge entscheidend wirksam für das iranische Landschaftsbild. Am Kaspi, wo sie reich und über das ganze Jahr verteilt, wenn auch unregelmäßig fallen, haben sie das üppigste Grün geschaffen, während die Wüste Lut nur alle Jubeljahre einmal etwas Regen erlebt, der gewöhnlich schon im Fallen verdunstet. Das Hochland erhält winters seine Niederschläge im Zusammenhang mit den Luftdruckwirbeln, die vom Mittelländischen oder Schwarzen Meer ostwärts ziehen. Sommers dagegen wird es meist von trockenen Nord- und Nordwestwinden bestrichen, die im Osten wegen ihrer regelhaften Gleichmäßigkeit „Wind der 120 Tage“ genannt werden. In diesem Halbjahr regnet es nur ganz vereinzelt, sei es als Gewitter in hohen Gebirgslagen, sei es als Auswirkung der Kaspifeuchte im Norden, als Folge eines weitreichenden Monsunastes in Khorassan oder als einer der seltenen, von Indien kommenden Tiefdruckwirbel im Süden.

Weil die Randgebirge den meisten Regen abfangen, der Norden dank seiner Lage mehr Feuchte empfängt und die Depressionen auf ihrem Zug ostwärts an Kraft verlieren, werden die Gebiete im allgemeinen vom Rand aus nach dem Inneren oder vom Westen nach Osten oder von Norden nach Süden zu trockener. Zudem ist natürlich die Höhe vor der Tiefe bevorzugt. Je höher der Berg, desto reicher speichert er die abgefangenen Niederschläge, und desto weiter dehnt sich selbst im wasserarmen Zentralgebiet sein Kulturland.

Eine steile Sonne im lichtblau über Iran gewölbten Himmel bringt in den Senken hohe Sommertemperaturen hervor, als deren Maximum wir einen Juniwert von 53 Schattengrad in der südlichen Lut maßen. Diese tiefste Stelle des iranischen Hochlandes, dynamisch erwärmt durch Luftmassen, die 3000 bis 4000 m tief zum Becken hinabstürzen, dürfte im Hochsommer die auf der Erde sonst nirgends mehr erreichten Temperaturen von 60 und vielleicht noch mehr Grad aufweisen. In höheren Lagen dagegen ist der iranische Sommer erträglich und im Gebirge sogar angenehm. Am Golf jedoch fürchtet man die Feuchte der Hitze, die eine Verdunstung durch die Haut erschwert. Auch unterscheiden sich dort Tag- und Nachttemperaturen nur wenig, während sich im Hochland der Körper allmorgendlich wieder durch wohlige Kühle entspannt fühlt. Da der Perser extreme Hitze nicht gut verträgt, ist der Golf auch meist arabischer und der trockenheiße, gebirgige Südosten vorwiegend belutschischer Lebensraum.

Außer in den Tiefenlagen des Südostens fällt überall in Iran Schnee, wodurch eine gewisse Speicherung der Niederschläge gesichert wird. Natürlich findet sich auch hierin der Süden benachteiligt; doch kennt er dafür nicht winters die den Norden heimsuchenden Kälteeinbrüche. Zwar wird die Wucht dieser aus dem russosibirischen Raum ausufernden Kältewellen in Gilan und Masenderan durch die vorgelagerte Wasserfläche des Kaspi gemildert, doch Aserbeidschan und vornehmlich Khorassan liegen ihr preisgegeben, so daß sie in Verbindung mit der nächtlichen Ausstrahlung extreme Wintertemperaturen von -30 Grad erreichen können, wobei ihre empfindlichen Kulturen Schaden nehmen.

Der klimatisch bedingte Wassermangel wird gleichsam in Selbstverstärkung durch die geringe Bodenbildung der Gebirge verschärft. Nur im Schutz der Vegetation der feuchten Kaspiprovinzen hat sich durchgehends ein Verwitterungsboden in unserem Sinne ausbilden können, der die Nässe speichert und allmählich abgibt. Vereinzelt trifft man ihn auch in den Gebirgen

des Westens; doch gewöhnlich vermag er sich auf den Hängen, wo Wald, Busch und Halm nur schütter stehen, nicht zu halten und wird in die Senken hinabgespült. So charakterisiert sich Iran durch nackte Felshängen, die nur in hohen oder feuchten Lagen mit Gras, Kraut oder Gebüsch gesprenkelt sind und deren Verelendung eine Pflugkultur ausschließt. Da die fallenden Niederschläge nun rasch, oft sogar mit katastrophaler Gewalt abströmen, wagt man die gefährdeten Trockentäler zwischen nackten Gebirgen kaum zu kultivieren, es sei denn auf ihren höheren Terrassen, die jedoch wieder häufig unter Wassermangel leiden. Oft auch versalzen die Senken, in denen sich die Verwitterungsprodukte sammeln. Und können bei geringen Niederschlägen die durch Kapillarwirkung an die Oberfläche tretenden Salze nicht mehr in den Boden zurückgeführt werden, so bilden sich die großen sterilen Salzsümpfe und -wüsten, das Charakteristikum der inneren Becken Irans.

Wohl ist es überspitzt, zu sagen, daß im inneren Iran kein Baum ohne künstliche Bewässerung gedeihen kann; doch lassen sich die wenigen Bäume fast zählen, die vereinzelt am Hang oder grundwassernahe in einer Talung stehen. Zweifellos stellen sie die Reste einer stärkeren Bewaldung dar, die, noch von den arabischen Geographen, des 8. und 9. Jahrhunderts mehrfach erwähnt, dem Raubbau der Menschen und dem Fraß der Herden zum Opfer gefallen ist.

Bei der natürlichen Ausstattung des Raumes seien noch die Bodenschätze gestreift, von denen freilich erst der kleinere Teil bekannt ist. Vielfach findet man im Lande alte Pinge, die vom ehemaligen Abbau von Silber- und Kupfererzen zeugen. Mit der Verflechtung Irans in die Weltwirtschaft ist dieser primitive Abbau dann als unrentabel eingestellt worden, während heute noch wie von alters her die verschiedentlich vorkommenden Halbedelsteine, besonders die Türkise von Nischapur, gewonnen werden. Die junge Verkehrserschließung und Modernisierung erst hat die Grundlage für eine intensivere Nutzung der iranischen Bodenschätze geschaffen. Nach dem gegenwärtigen Stand der Kenntnisse weiß man wohl von reichlichen, nicht aber von reichen Vorkommen zu melden. Eine Ausnahme bilden die Öllager am Persischen Golf, von denen die Engländer Besitz ergriffen haben. Mit fast 10 Mill. t jährlich sind sie zu einer in der Weltproduktion zuweilen an drittem Platz stehenden Hauptförderstelle ausgebaut worden. Der Hauptsitz der Raffinerien, in denen 3000 Engländer und etwa 150 000 einheimische Arbeiter beschäftigt sind, liegt um Abadan (40 000 Einw.). Auch im Norden des Landes sind Öllager festgestellt worden.

Die landwirtschaftlichen Kräfte, wie sie sich aus den natürlichen Gegebenheiten verstehen lassen, wandeln sich wieder zwischen den zwei Extremen der Kaspiniederung und der zentralen Wüsten ab. Während dort reiche Niederschläge eine durchgreifende Kultivierung ermöglichen und während sie im Westen um Rescht (90 000 Einw.) sogar so stark sind, daß Reis die Brotfrucht bildet, schließen in den zentralen Becken Bodenversalzung und Wassermangel jede Kultur aus. Dazwischen lassen sich drei Typen der Landwirtschaft erkennen, die jedoch ausnahmslos die verelendeten Hänge meiden, nämlich natürlich bewässertes, oberflächenbewässertes und qanatbewässertes Gebiet. Kulturen, die allein auf Niederschläge angewiesen sind, finden wir in den nördlichen Gebirgsländern und auch vereinzelt anderwärts in höheren Lagen, jedoch immer unter der drohenden Möglichkeit von Mißernten. Der überwiegend größere Teil iranischen Kulturlandes dagegen wird durch künst-

liche Bewässerung gespeist, wobei Oberflächenzuleitung durch Kanäle am Ausgang stark wasserspeichernder Gebirge oder an Flüssen benutzt wird, vor allem in Isfahan längs des Sändä, in Khusistan längs des Karun und in Sistan längs des Hilمند. Da fast alle Flüsse Innerirans aber sommertrocken, also Torren-ten sind, ist die Bevölkerung zumeist auf Qanate, d. h. unterirdisch erschlossenes und herangeleitetes Grundwasser, angewiesen.

Ein Qanat sammelt am Bergfuß das Grundwasser in unterirdischen Stollen, um es dann in langen, mäßig absinkenden Tunnels zum tieferliegenden Dorf zu führen, wo es zutage tritt und zur Berieselung über die Felder verteilt wird. Gewöhnlich müssen die Stollen am Bergfuß bis 30 m tief gelegt werden. Bei Grundwasserknappheit jedoch, wie um Jesd (30 000 Einw.) und Kerman (60 000 Einw.), sind Zugangsschächte bis zu 140 m Tiefe und Stollen bis zu 30 km Länge erforderlich. Bedenkt man nun, daß bei einem nur 10 km langen Stollen, der $\frac{1}{2}$ m breit und 1 m hoch sein muß, etwa 400 Zugangsschächte von 20 m durchschnittlicher Tiefe nötig sind, daß sich also eine Tiefengrabung von 10 000 m und eine Bewegung von 5000 cbm dafür erforderlich macht, und das alles mit den primitivsten Hilfsmitteln, die nicht einmal von einem Kompaß oder einem guten Stahlspaten wissen, — bedenkt man all das, so wird man zugeben, daß kaum je auf Erden ein Bauer sein Brot so hart im Schweiß seines Angesichtes erarbeitet wie der iranische in den Zonen der Qanatbewässerung. Seine besondere Dramatik erhält dieser furchtbare Kampf um das Wasser dadurch, daß häufig bei Erdbeben oder Unwetterkatastrophen die Qanate und mit ihnen die langjährige mühsame Arbeit, an der die Existenz eines ganzen Dorfes hängt, vernichtet werden.

Trotz dieser Mühseligkeiten bildet die Landwirtschaft auch im Iran die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens, und sie verbreitert sich dank verständnisvoller Förderung zusehends. Im wesentlichen wird Weizen gebaut, in Gebirgsländern dagegen mehr Gerste und in den feuchten Kaspigebieten Reis. Die in zunehmendem Maße kultivierte Baumwolle bildet mit Trockenfrüchten und Opium einen wichtigen Exportartikel.

Weite Gebiete, vielleicht drei Viertel des ganzen Landes, lassen sich nur durch die extensive Viehzucht nutzen, wie sie von je in Händen der Nomaden lag. Im Frühjahr überziehen sich die Halbwüsten und Steppen mit blühenden Kräutern, denen die Stämme dann ihre Schaf- und Ziegenherden zutreiben. Das ist die schönste Jahreszeit der heimatlos Wandernden, wenn nun das Jungvieh gepflegt, die Milch verarbeitet und einmal aus dem Vollen geschöpft wird; denn unter der sengenden Sommerglut werden die Bergalmen immer karger, werden die Weideplätze immer geringer und umstrittener. Zum Nomadentum gehört harter Kampf um den Lebensraum, der vielfach nach alten Bräuchen und Verträgen aufgeteilt, meist aber vom Recht des Stärkeren behauptet wird. Nicht die fetten Weiden des Frühlings, sondern die schrumpfenden des Sommers setzen ja der Herdenzahl und damit der Entwicklung des ganzen Stammes eine enge, unüberschreitbare Grenze. Der Nomade lebte darum wohl freizügiger, aber gewiß auch schlechter als die Bauern, da er sich, von der bescheidenen Teppich-Heimerzeugung abgesehen, nur durch Gewalt eine breitere Lebensbasis sichern konnte. Und so wurde er aus Not heraus vielfach zum Räuber, der bis vor wenigen Jahren die Straßen Irans unsicher und das ganze Wirtschaftsleben siech machte.

Am meisten litt darunter neben dem ausgeplünderten Bauerntum der Handel in den Städten, die auch ein heimisches Gewerbe (besonders Teppich-

erzeugung) nährten. Aber bei den bescheidenen wirtschaftlichen Kräften des Landes konnte der Handel ja von sich aus nie zu einer größeren Entfaltung gelangen, wenn die Wirtschaft nicht von außen her einen besonderen Impuls erhielt.

Ziehen wir also die Bilanz aus den potentiellen Kräften des Landes, so finden wir nur ein bescheidenes Plus. Fast undenkbar scheint es dabei, daß dieses Land mit dem kargen täglichen Brot, mit dem harten Lebenskampf überhaupt von sich aus bedeutende Kulturen schaffen konnte, da nach dem Faustwort Plutus und die Künste uns aneinander gebunden erscheinen. Zur Klärung der kulturgeographischen Erfüllung des Raumes drängen sich darum, in Iran mehr als anderwärts, die geistigen und seelischen Kräfte des Menschen in den Vordergrund.

Daß uns der Perser als somatische Erscheinung in vielerlei Typen entgegentritt, erklärt sich aus der jahrhundertelangen Wirksamkeit von Sklaverei, Vielweiberei und Invasionen. Iran ist ja das Klärbecken der innerasiatischen Sturzfluten, und natürlich muß sich dieser Niederschlag auf die Rassenstruktur auswirken. Zu unserer Überraschung finden wir trotzdem, wohl aus tieferen Zusammenhängen zwischen Blut und Boden, die uns noch nicht einsichtig sind, sehr häufig einen einheitlichen Typ. Er ist mittlerer Größe mit geschmeidigen Gliedern, nicht ganz heller Haut und dunkelkastanienbraunem Haar, das niemals kraus ist, mit entwickeltem, oft hennagefärbtem Bart, mäßig hoher Stirn, ovaler Schädelbildung, regelmäßig schönen Zügen, von langem Lid bedeckten großen Augen mit gewölbter Hornhaut, dünnlippig mit schmalen Kinn und normalem Hals, an dem der Kehlkopf ein wenig hervortritt. Am häufigsten treffen wir diesen Typus unter den „gabr“, „sardushti“ oder „parsī“, d. h. den Resten der Feueranbeter, die wir Zarathustra-Jünger nennen. Da sich diese Menschen seit der arabischen Invasion im 7. Jahrhundert tunlichst blutrein gehalten haben, dürfen sie jetzt auch als Perser katexochen bezeichnet werden, obwohl sie mit etwa 12 000 Köpfen unter den 15 Millionen Bewohnern Irans zahlenmäßig nicht stark hervortreten.

Die heutige Wissenschaft vertritt den Standpunkt, daß die Erano-Indier, in prähistorischer Zeit noch als Teil der nordischen Rasse im heutigen Südrußland vereint, sich in langsamem Vordringen herrschende Völker, die meist der vorderasiatischen oder taurischen Rasse angehörten, unterworfen und sich teilweise mit ihnen vermischt haben. Nordische Merkmale, wenn auch oft verschüttet, trifft man in Iran häufig.

Die Fähigkeiten einer Rasse zu beurteilen, bleibt als Werturteil immer subjektiv; doch berichten die wirklichen Kenner des Landes in erstaunlicher Einmütigkeit, im Perser einen besonders begabten Typ gefunden zu haben. Ihn kennzeichnet die ausgezeichnet schnelle Auffassung und die sprudelnde Phantasie, und darf man überhaupt von einem Land der Dichter sprechen, so müßte man damit wohl Iran meinen, das im Verhältnis zu seiner Volkszahl eine so reiche und hohe Literatur wie kein zweites Land hervorgebracht hat. Nennen wir aus der Fülle nur die Epik Ferdausis, den philosophischen Spott eines Omar Haddad, die Mystik eines Dschelalleddin-Rumi und die Lyrik eines Saadi oder Hafis! Die ganze europäische Literatur und damit indirekt die ganze Geisteshaltung unseres Kontinents ist von Iran aus wesentlich befruchtet worden, was sich bei uns Deutschen vom Märchen bis zur glänzenden Metapher, von der mittelalterlichen Epik bis zum Westöstlichen Diwan und bis zu Mirza Schaffy und Nietzsche

verfolgen läßt. Wir haben in diesem Rahmen nicht darauf einzugehen; doch wir müssen das fast Unfaßbare verständlich zu machen suchen, was die Literatur jenen Menschen bedeutet.

Sie ist bis hinauf zu den großartigen Meisterleistungen in den Persern weit tiefer verankert als die unsere bei uns Deutschen, die wir uns gern das Volk der Dichter und Denker nennen lassen. Gebildet ist man in Iran nur, wenn man für alle Lebenslagen immer seine Zitate zur Hand hat; selbst der einfachste Mann des Volkes beschämt uns durch erstaunliche Kenntnis seiner Klassiker. Es gibt auch nur wenige gebildete Perser, die nicht selbst dichten, und so groß ist der Drang zur poetischen Äußerung, daß z. B. ein Banklehrling, in Deutschland aufgewachsen, bald nach der Rückkehr in seine iranische Heimat im wildesten deutsch-persischen Sprachgemisch zu dichten begann.

In Verbindung damit kennzeichnet das Volk ein ausgesprochener Sinn für Form. Er wirkt sich aus in der komplizierten Metrik seiner Verse, an der sich z. B. auch Rückert und Platen schulten, im Symmetriegefühl seiner Architektur und Fliesentechnik, im vielfältigen Bestreben, Unsicheres zu überdecken, oder auch im gesellschaftlichen Leben, vor dessen raffiniert verästelter Gesetzgebung jede Gouvernante neidvoll erblassen könnte. Er drückt sich in allen Äußerlichkeiten aus und legt der quellenden Phantastik straffe Selbstzucht auf.

Phantasie und Formsinn sind als geistige Grundhaltungen nicht wegzudenken aus dem Leben Irans. Überall tritt uns ihre Verkörperung entgegen, sei es in den Dichtergrabmälern, die als Wallfahrtsort dienen, sei es in fayencegezielten Schornsteinen moderner Fabriken oder den Schmuckformen armer Hütten, sei es im Kringel, den der Treiber seinem Esel ums Auge malt, sei es im erlesenen Kunsthandwerk oder endlich in den weltberühmten Teppichen.

Eine Erklärung gibt uns neben der Sonderheit der Rasse schon die Eigenart der klangvollen, endungsreichen persischen Sprache, die gleichsam zur Reimkunst geschaffen scheint. Kann man viel des französischen Wesens aus seiner zu Logik und Präzision drängenden Sprache erklären, verpflichtet unsere Muttersprache mit ihrer Freiheit des Satzbaues und ihrem Ausdrucksreichtum gleichsam zum persönlichen Stil, zum individuell Schöpferischen, so scheint im Persischen fast eine gewisse Nötigung zum Dichten gegeben zu sein.

Dieser Begabung des persischen Volkes steht ein absoluter Mangel an Natursinn gegenüber, wie er uns einfach unmöglich erscheint. Dem Menschen Irans gilt die Landschaft als die „biaban“, d. h. das Wasserlose, und er durchheilt sie in mühseliger Tag- und Nachtreise, um nur schnell zur nächsten Siedlung zu kommen. Nur der Garten ist ihm eine Art Natur, und auch ihn liebt er nicht um seiner selbst willen, sondern wegen seines Stimmungswertes und seiner Blumen, die man in der Hand zerpflückt, um darüber ein Ghazel zu dichten. Es überrascht darum nicht, bei diesem hochgeistigen Volke an Stelle einer Naturwissenschaft die Mystik oder ein stückhaft angeeignetes Wissen zu finden, das man früher von den Griechen und jetzt von Europa entliehen hat.

Sicher kompensieren sich beide Haltungen, indem die Abschließung nach außen eine innere, in die Traumwelt mündende Regsamkeit züchtet. Und da die Phantasie den Bezirken entrückt wird, wo die Wirklichkeit sie kontrollieren könnte, spannt man sie in den straffen Rahmen der Form.

Denkt man über die Beziehungslosigkeit des Persers zu einem Erleben der Landschaft nach, ermißt man, wie sauer der Bauer sein karges Brot er-

kämpfen mußte, wie der Städter durch Räuber von den Zugstraßen vertrieben wurde, so versteht man, daß diese Menschen in eine Welt des Scheins fliehen mußten, weil sie sich in ihrem Lebensraum nicht glücklich fühlen konnten. Ob es, wenn der Perser sein Land mehr historisch als geographisch liebt, nicht noch ein Nachhall der Stimme seines alten nordischen Blutes ist, das zum Boden der Wahlheimat nicht die rechte seelische Bindung findet? Zumindest zum Stellen dieser Frage sind wir berechtigt, weil uns Indien eine ähnliche Abkehr von der Natur zeigt.

Wir rühren damit an einen anderen Komplex des persischen Seelenlebens, an das *Tragische*. Alle Perser, die ich kennenlernte, fühlten sich irgendwie seelisch als Tragiker. Wir dürfen sie darum nicht, wenn auch der Schein dazu drängt, Melancholiker nennen; denn ihnen allen wächst aus ihrer tragischen Einstellung eine erstaunliche Seelenkraft, so wie ein Held unserer Tragödien, um seinen Untergang wissend, doch heldisch mit dem Schicksal zu ringen vermag. Unbedenklich bringen diese Menschen trotz allen Geizes einer Idee, der sie sich hingeeben haben, unfaßliche Opfer, ohne vor der Überlegung zu scheuen, daß es vergeblich sein könnte. Ohne diese Tragik kann man nicht die Religion, nicht die fanatische Hingabe und endlich auch nicht den Kampf mit den Widerständen des Lebensraumes verstehen. Diese tragische Einstellung scheint hauptsächlich aus zwei häufig miteinander verflochtenen Wurzeln, dem religiösen und dem geschichtlichen Erleben, gewachsen zu sein.

Als schiitischer Mohammedaner gehört der Perser jener etwa 20 Millionen Gläubige zählenden Sekte an, die in den sich von Mohammeds Schwiegersohn Ali herleitenden Imamen die wahren Herrscher des Islam und die Vertreter Gottes verehren. Das höchste Fest des schiitischen Jahres fällt auf den 9. des Monats Muharrem mit einem Trauerumzug zum Gedenken an den Heldentod von Hussein, den Sohn Alis, der in der Schlacht von Kerbela gefallen ist. Wer je vor dem energischen Eingreifen von Rhesa Schah einen solchen Muharremzug gesehen hat, bei dem sich die Frommen geißelten, kasteiten, blutgierig quälten und auch oft genug zu Tode schlugen, der mußte über die fanatische Kraft, aber auch über den wilden Willen zum Tragischen staunen, mit dem dieses Volk sein höchstes seelisches Erleben in maßlosem Selbstvernichtungstrieb suchte. Und wie die Fahne der Schia schwarz ist, so sind die hohen Feste Tage der Trauer, und die religiöse Ergriffenheit löst sich am liebsten in strömenden Tränen.

Einmal im Jahre nur bricht die Freude, eine wahrhaft heidnisch alte Freude, durch den Eispanzer der Schia. Das ist zu Persisch-Neujahr, das unserem Frühlingsanfang im März entspricht. Da finden wir erstaunt die uralten Bräuche wieder, wie sie unserem Ostara-Kreis geläufig sind: Spiele mit bunten Eiern, Schmücken mit Zweigen und jungem Grün, Ausflüge in die sonst so verachtete Natur und Gesang von Liedern, die sich im Motivkreis unserer uralten Sagen bewegen. Alles lacht und freut sich des neuen Jahres, wobei man untereinander Glückwünsche und Geschenke austauscht.

Wie läßt sich dieser Gegensatz deuten? Wenn der Perser, fast pausenlos, im Gewaltmarsch von fünf Tagen und fünf Nächten im Wettlauf mit dem Dursttod die Hoffnungslosigkeit der Wüste durchheilt hat, um sich dann daheim in schattiger Kühle auszuruhen, so steht er unmittelbar unter dem Eindruck einer metaphysisch gegebenen Zweiheit von Gut und Böse. In Iran mußten sich die altarischen Götter ebenso zwingend dualistisch zerspaltten, wie ihr Wesen in der Vielfalt der Natur Indiens pantheistisch und pessimistisch ver-

strömte. Wenn sich der iranische Bauer maulwurfsgleich und unendlich mühsam das Wasser der Tiefe herangräbt und er sich mit diesem Wasser in die Wüste hinauswagt, um aus dem Todesland lebendige Gärten zu zaubern, so muß er daran glauben, daß die Kraft der menschlichen Arbeit Böses in Gutes zu verwandeln vermag.

Dies aber war die Lehre Zoroasters oder Zarathustras, dessen hohe Ethik viele andere Religionen tief beeindruckt hat. Durch ihn ist die Erkenntnis vom Adel der Arbeit, von der Arbeit als Gottesdienst und der Glaube an eine höhere Weltordnung von Iran aus zum erstenmal in das Bewußtsein der Völker eingegangen. Mit einem durch entsagende Bauernarbeit geläuterten Ernst hat sich die urnordische Gottesauffassung iranisch modifiziert.

Als dann 641 die Araber den Thron der Sassaniden stürzten und den Islam nach Persien trugen, zeigte es sich bald, daß ihre nüchtern praktisch gerichtete, für ein metaphysisches Sehnen wohl zu faßliche Gottesanschauung dem unterworfenen Volke nicht lag. Es dichtete den Islam zum Schiitismus um. Es erfüllte ihn mit Imamglauben und Erlöserhoffnung, und es übertrug in diese Religion urarische Vorstellungen. Der letzte Imam ist ihm nicht gestorben, sondern, gleichsam ein Barbarossa des Orients, bei Baghdad verschwunden. Und wie unser Volk seinen Barbarossa gerade in der Not seiner früheren deutschen Uneinigkeit ersehnte, so erhoffte der Perser von seinem nur verborgenen Imam eine Befreiung von der arabischen Vorherrschaft und ihrer wesensfremden Konfession.

Der Schiitismus scheint nichts Anderes als ein Protest gegen die Islamisierung und ein Trauern um die verlorene Größe und Herrlichkeit des alten iranischen Reiches zu sein. Er bedeutete dadurch auch mehr als eine bloße Religion. Er allein hat in der Zeit völligen Verfalls und blutiger Fremdherrschaft die Idee des Persertums ohne Persien durch die Jahrhunderte getragen. Er allein hat, als alle vaterländischen Ideen in den Blutströmen der Invasion, in Dauerkriegen und im Faustrecht des Chaos zermahlen waren, durch die Idee der gemeinsamen Trauer und des gemeinsam getragenen Leides die Masse des Nebeneinander zum einheitlichen Ganzen verschmolzen. Er hat das untragbare Leid erträglich gemacht, indem er die ewige Trauer metaphysisch verklärte und sie durch den Haß gegen das Arabertum zur einheitlichen Front ausrichtete. Die Ideen sterben, wenn sie ihren Zweck erfüllt haben. So hat denn die Schia den Gedanken des Persertums an der Schwelle unserer Zeit des allgemeinen Umbruchs niedergelegt, damit junge Kräfte daraus ein junges Iran schaffen.

Indem sich nun die religiöse Gemeinschaft in eine vaterländische wandelt, werden all die hohen sittlichen Kräfte zu fanatischer Hingebung frei, fortan im Dienste der nationalen Gemeinschaft zu wirken. Von da an bleibt es der Führung vorbehalten, das Volk aus den Orgien der Bejammerung und dem Willen zum Tragischen zu heben, um es einer optimistischen Bejahung einer freudigen, initiativen Grundhaltung zuzuführen.

Immer neue Nahrung fand ferner die Tragik der iranischen Seele in der inneren und äußeren Unsicherheit, unter der das Land Jahrtausende zu leiden hatte. Gleich unserem Vaterland ein Reich der Mitte, hat Iran Fluch und Segen der zentralen Lage zu tragen. Wir wissen es ja aus der eigenen Geschichte, wie das uneinige und schwache Reich leicht den starken nachbarlichen Interessen zum Opfer fiel. Iran ist nun nicht nur in viele kleine Kammern aufgeteilt wie Deutschland, sondern es wird zudem zerspalten durch seine

Wüsten, durch den Gegensatz zwischen Nomaden und bäuerlichen Sassen und durch die Divergenz der starken Minderheiten an Türken, Kurden, Arabern, Luren, Belutschen, Ainaks und Afghanen, von denen fast eine Million nicht einmal den Zement des Schiitismus angenommen hat.

Gewiß spannt sich um die einheitliche Masse des Hochlandes der einheitliche Rahmen der Randgebirge; doch der so umschlossene Raum war ja mit den bisher zu Gebote stehenden Verkehrsmitteln gar nicht einheitlich zu organisieren. Während die meisten Provinzen nur dem Namen nach zu Persien gehörten, glich das Reich einem biblischen Koloß, bei jedem entschlossenen Angriff siegeswilliger Bataillone zum Zusammenbruch verurteilt. Es ist nur wenigen Königen geglückt, alle Schwierigkeiten zu meistern und wirklich Herrscher im Reich zu sein. Die stete innere Unsicherheit, die Räubereien auf den Straßen, die Gewalttat und die Bauernaussaugung schlossen den Perser in einen Ring der Hoffnungslosigkeit und Ausweglosigkeit, so daß er sein besseres Ich in ein Reich der Phantasie und Verzückung retten mußte. So verehrte er den Imam, betrauerte sein Ende und ersehnte fanatisch seine Wiederkunft.

Gewiß lagen die Verhältnisse in den anderen morgenländischen Staaten nicht viel besser. Dem Land der Mitte jedoch mußte jede innere Auflösung und Entkräftung besonders zum Verhängnis werden. Verschärft wurde die Gefahr dadurch, daß die Natur im Nordosten, in Khorassan, in das Gebirge eine Lücke gesprengt hatte, die dem völkergebärenden Osten ein Tor nach Iran eröffnete.

Immer und immer wieder drängten die beweglichen Nomaden aus ihren vertrocknenden Steppen nach dem regenreichen Bauernland Khorassan. Immer und immer wieder dichteten die persischen Könige den Damm, bis er dann doch brach und eine Sturzflut innerasiatischer Barbarei in stets neuen Wellen hereinquoll, das Land verelendend, verwüstend, ausplündernd und vernomadisierend. Unser Dreißigjähriger Krieg erscheint nur als eine Episode gegenüber den Wirnissen der Mongolenzeit in Iran (13. bis 15. Jahrhundert). Trotzdem erhob sich in Schah Abbas († 1628) der Genius des persischen Volkes noch einmal; bald jedoch kehrten die alten Leiden wieder, indem das Volk von Ausplünderung durch die fremden Afghanen und die eigene kadscharische Dynastie heimgesucht wurde. Als dann das Land endlich zwischen die Schere des britischen und russischen Imperialismus geriet, war es nur noch dem Namen nach ein Reich und erhielt sich den Schein eines staatlichen Gefüges lediglich durch die Interessen der Nachbarstaaten.

Jeder Perser bewahrte sich die ruhmreiche Vergangenheit des Reiches als historisches Erlebnis. Kein Wunder, wenn er da die Ohnmacht der Gegenwart als eine schicksalsbestimmende Tragik empfand und auf den Erlöser hoffte, der das Volk erneut zum alten Glanze eines Darius führen sollte!

Jahrhundertlang zog Persien aus der zentralen Lage aber auch die Gunst, Vermittler zwischen Ost und West zu sein. Und je mehr das Wirtschaftsgefälle zwischen Europa, Indien und China wuchs, desto mehr belebte sich mit den Transkontinentalstraßen der Handel Irans. Es floß dem Lande damit ein Reichtum zu, wie ihn die eigenen Wirtschaftskräfte nie hätten hervorbringen können. Den indischen Transit verlor Persien freilich nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien, und mit dem Bau der transkaspischen Eisenbahnen erloschen auch die transkontinentalen Beziehungen zu den beiden Turkestan, die freilich schon länger zuvor an Bedeutung eingebüßt hatten.

Wenn also dieser von der Natur karg bedachte Raum in unserer kulturellen Entwicklung eine maßgebende Rolle spielen durfte, so dankt er das im wesentlichen der Erfindungskraft, der Phantasie und der durch harte Arbeit zum Fanatischen gestählten Hingabe des persischen Genius, der die Wüste besiegt und aus ihr Kulturen gezaubert hat, wie sie für die Entwicklung der gesamt menschlichen und besonders der abendländischen Kultur oft wegweisend geworden sind. Durch solche Leistungen verdient sich das kleine und von Natur aus arme Volk wohl das beste Zeugnis, das sich ihm nur ausstellen ließe. Die Gunst der Transitlage hat wohl mitgeholfen, war jedoch bei weitem nicht so wirksam wie die eigene Opferkraft dieser Menschen.

Daß der Verfasser in seinem Urteil nicht einer Schwärmerei zum Opfer gefallen ist, möge unter vielen anderen Zeugen ein Wort des ausgezeichneten Irankenners W. Hinz bekräftigen: „Die Kultur Irans verbindet kraftvolle Größe mit spielerischer Anmut, gelassene Vornehmheit mit überquellendem Formenreichtum; sie vermag selbst flüchtige Reisende zu fesseln, den forschend Betrachtenden aber im Innersten zu ergreifen.“ (Iran, Leipzig 1938.)

Je mehr es nun der Führung gelingt, eine innere Erstarkung durchzusetzen, so daß aus der Mitte von Reichen ein wahres Reich der Mitte wird, je mehr die seelischen Kräfte, die sich in Selbstbeweinung verströmen, großen nationalpolitischen Aufgaben zugeführt werden, desto größer ist die vom neuen Iran zu erwartende Zukunft. Die ersten Schritte auf dem Wege dahin sind schon getan. Nicht nur dem Namen nach ist aus dem statischen Persien ein dynamisches Iran geworden. Die Voraussetzung dazu bot ein grundsätzlicher Lagewandel. Der Verbrennungsmotor mit A u t o u n d F l u g z e u g hat seinen Siegeszug durch die ariden Gebiete angetreten. In keiner anderen Klimazone hat das Kraftfahrzeug günstigere Vorbedingungen gefunden als gerade hier, wo sich das Land auf improvisierten Straßen und vielfach auch ohne sie durchdringen ließ. Waren früher Wochen und Monate nötig, wenn die staatliche Autorität sich durch Truppenverschiebungen nachdrücklich behaupten wollte, so läßt sich dasselbe heute in Tagen oder selbst Stunden bewerkstelligen.

Zugleich mit dieser Verkehrserschließung aber setzte auch der wirtschaftliche Umbruch ein, indem nun alle Gebiete mehr oder weniger eng in die Weltwirtschaft verflochten werden konnten, was überall neuen Impuls gab. Mit dem allgemeinen Sinken der Transportkosten und Steigen der Lebensmittelpreise ist die bäuerliche Produktion aus ihrem Stagnieren befreit worden.

In Rheza Schah (geb. 1878) entstand dazu eine Macht, die es verstand, unter den neu gegebenen Bedingungen seit 1920 mit Energie eine nationale Politik zu betreiben, der in der Türkei Atatürks das beste Beispiel vor Augen lag. Geburt und Ausbau des neuen Iran wurden also durch das günstige Zusammentreffen eines grundsätzlichen Lagewandels und einer großartigen Persönlichkeit ermöglicht.

Von diesem Werden, das sich hier im entfernten nicht erfassen läßt, sei bloß das Wesentlichste hervorgehoben. In klarer Einsicht, daß nur eine Verkehrserschließung die Einigung und Erstarkung Irans bringen könnte, wurde die Reform mit intensivem Straßenbau begonnen. Über ganz Iran wurde ein Netz von Autolinien gelegt, so daß Tagereisen von früher ein Werk weniger Stunden geworden sind. Die alten Brücken, früher wegen ihrer Lebensgefährdung „Pforten zum Paradies“ genannt, sind soliden Konstruktionen gewichen. Meisterhaftes wurde besonders im Gebirge geleistet, so beim Bau der Straße

von Täbris, der zweitgrößten Stadt Irans mit 250 000 Einw., durch das wilde kurdische Grenzgebirge nach Mosul oder der Strecke von Teheran, der Hauptstadt mit 360 000 Einw., über Dschalus und den untertunnelten 3000 m hohen Elburspaß oder über die 3010 m hohe Kandawanpaßstraße nach dem Kaspi oder endlich der von der Teppichstadt Kerman nach Khadat. Aber auch die Gebirgsstraßen von Schiras (120 000 Einw.) und Isfahan (100 000 Einw.) nach Buschehr (10 000 Einw.), bzw. Khoramschahr (30 000 Einw.) sind Meisterwerke.

Bei weitem die großartigste Leistung aber ist die jüngst vollendete, 1435 km lange *transiranische Eisenbahn*. Sie hat die Aufgabe, durch Verbindung der Kaspiprovinzen über Teheran, Kum und Sultanabad (55 000 Einw.) mit dem Persischen Golf die reichen Nordprovinzen von der russischen Preisdiktatur zu befreien, eine zentrierende Querachse für Iran zu schaffen, den Abtransport der iranischen Treibstoffe aus den südlichen Ölgebieten zu erleichtern und endlich dem ganzen Iran in Bändär Schahpur einen neuen Sammelhafen am Golf für den Export zu geben. Sie stellt den monumentalen Sieg des neuen iranischen Geistes über alle Widerstände dar. Sie ist, wie es vor der Verwirklichung ganz großer Ziele stets geschieht, von den Sachverständigen für ein unsinniges, undurchführbares Projekt erklärt worden. Gewiß vermag die moderne Technik auch solch einen Bahnbau ohnegleichen auf der Welt zu bewältigen, bei dem die Minierer in unzugänglichen Gebirgsschluchten angeseilt die Trasse sprengen und kilometerweit Tunnel auf Tunnel und Brücke an Brücke gereiht wird. So machte die Überquerung des Zagrosgebirges 150 Tunnel mit 60 km Länge nötig! Schwerer aber wog das Urteil der Sachverständigen, daß die ungeheuren Baukosten in keinerlei Verhältnis zu den tatsächlichen Erfolgen stehen würden, daß eine solche Strecke im dünnbesiedelten Gebiet an sich unrentabel sei, daß Iran mit einem Bruchteil der Kosten von Grund auf automobilisiert werden könnte und daß dieser finanzielle Aderlaß den ganzen wirtschaftlichen Organismus ausbluten lassen könnte. In Teheran selbst wurde der Bahnbau mit dem verzeihenden Zweifel und mit der Vorsicht diskutiert, wie sie eben bei der Lieblingsidee einer Majestät am Platze schien.

Trotz aller Bedenken und Widerstände — der Bahnbau begann. Am 30. Mai 1925 wurden neue Steuern und Zölle erhoben, Ingenieure und Facharbeiter, vornehmlich aus Deutschland und Schweden, berufen, Barackenstädte für die aus ganz Iran zusammengebrachten Arbeiter errichtet, Zubringestraßen angelegt, und über allen, die an den Schwierigkeiten schier verzweifeln wollten, stand stets treibend der Wille Rhesa Schahs, der dieses große, sein persönlichstes Werk mit der ihm eigenen Energie eisern verfolgte.

Bedenkt man, daß die bloße Amortisation des aufgewendeten Kapitals 40 v. H. der Gesamtausfuhr Irans ausmacht, so erkennt man, welch unfaßbares wirtschaftliches Opfer von einer armen Nation hier gebracht wurde. Opfer aber sollen nie vom wirtschaftlichen Standpunkt und ihre Größe nie vom Augenblicksbild aus ermessen werden. Diese Eisenbahn, die für das Land ähnliches bedeutet wie die Cheopspyramide für Ägypten oder die Mauer für China, ist ein Symbol der Freiheit Irans. Während früher Auslandsanleihen aufgenommen werden mußten, um die Vergnügungen des Hofes zu bestreiten, wird dieses Opfer vom Volk fürs Volk ganz aus eigener wirtschaftlicher Kraft aufgebracht. Mit diesem Bahnbau bewies Iran, daß es sich aus der finanziellen Bevormundung und den daraus resultierenden politischen Erpressungen befreit und seine Geschicke selbst in die Hand genommen hatte.

Diese Riesenleistung, der Stolz Irans, festigte das Selbstvertrauen. An diesem Opfer erstarkte wieder das Gefühl engverbundener Gemeinsamkeit, und das kommt zur rechten Zeit, da die allgemeine Weltenwende bereits zersetzend in schiitischen Zement gewirkt hat. Nun hilft die Bahn den verschiedenen die iranischen Grenzen besiedelnden Minderheiten, den 720 000 Türken, 675 000 Kurden, 260 000 Arabern, 235 000 Luren, 21 000 Belutschen, 21 000 Ainaks und Afghanen, Iranier zu werden. Sie bindet das durch die Macht einer Persönlichkeit zur Gemeinschaftsarbeit geschmiedete Reich für die Zukunft.

Von Kaswin (60 000 Einw.) wird eine Stichbahn nach Täbris vorgetrieben, nach deren Vollendung Iran über das russische Netz unmittelbar mit Europa verbunden sein wird.

Wie jede große Zeit die Steine zum Reden bringt, kündigt auch in Iran ein baulicher Gedanke vom hohen Wollen der Gegenwart. Bei meiner Persienfahrt 1925 noch erschien mir die Ruine als Leitfossil der Siedlung dort, — heute aber ist es der Bauplatz. Das ganze Land ist von einem Baufieber ergriffen, es reißt Zug um Zug die Winkelgäßchen, ganze Stadtteile, ganze Siedlungen nieder, um ein übersichtliches Straßenbild neu erstehen zu lassen. Mit gewaltigen Beilhießen hackt die Neuplanung das orientalische Durcheinander entzwei, schafft ein geordnetes Nacheinander und verwandelt die romantischen alten Gäßchen in Autoausfallstraßen.

Natürlich konnte in dieser Überstürzung kein Eigenstil ausreifen, der der großen Zeit und der iranischen Intuition würdig wäre. Gewiß sind gute Ansätze gemacht worden — vor allem in Teheran und der Pilgerstadt Mesched (40 000 Einw.) mit Bauten im modernen „Pahlewi“-Stil —, doch im allgemeinen erfreuen die neuen Straßen mehr den Chauffeur als den Ästheten. Immerhin bürgen die glücklichen Anfänge für Besseres. Es mag noch spielerisch gewollt wirken, wenn heute Großarchitektur in bewußter Anlehnung an den achämenidischen Baugedanken aufgeführt wird; doch die Wiederbelebung und Weiterentwicklung der prächtigen Ziegeltechnik und der erlesenen Fayencekunst bezeugen, daß auch das neue Iran iranisch bauen wird.

Jede Stadt in Iran trägt heute schon mehr oder minder die Züge der neuen Zeit. Ganz neue Städte sind sogar entstanden als Endpunkte der Eisenbahn, als Kernpunkt junger Industrien, als Sammelplatz der angesiedelten Nomaden oder sozusagen als Versteinerung der Militärlager. Selbst auf das Dorf dringt die Bauwelle bereits vor, und zahlreiche Neugründungen erfolgen im Zuge der wirtschaftlichen Erschließung und der Seßhaftmachung der Stämme. Hier wie überall dämmert ja das Ende des Nomadismus heran, und mit ihm versinkt der letzte Glanz einer orientalischen Lebensform, deren ständige Unruhe sich mit einem geordneten Staatswesen nicht verträgt.

Gewiß lassen sich weite Strecken Irans nur durch extensive Viehzucht nützen; doch seit die durchgreifende Staatsgewalt gesicherte Verhältnisse garantiert, ist es nicht mehr nötig, daß sich der ganze Stamm bei den von Weideplatz zu Weideplatz wandernden Herden aufhält. Während das Vieh unter der Obhut einiger Hirten davonzieht, lebt die Gemeinschaft im Dorf, gleichsam in steingewordenen Zelten. Noch schätzt man zwar an zwei Millionen Nomaden in Iran, doch in absehbarer Zeit dürfte auch ihre Seßhaftmachung gelungen sein.

Die Wirtschaft hat eine gründliche Neuordnung erfahren. Vor wenigen Jahren noch besaß das Land kaum ein Werk, das den Namen Fabrik oder

gar Industrie verdient hätte, wenn man von der Eigenart der Teppichproduktion absieht, deren Heimarbeit insofern industrialisiert worden war, als die Knüpfer zur gleichen Handarbeit an den gleichen primitiven Geräten von den Unternehmern in Gemeinschaftsräumen zusammengefaßt wurden. Heute aber hat fast jede Stadt ihr Elektrizitätswerk und ihre Baumwollspinnerei. Die wesentlichsten Industrieprodukte, mit Ausnahme der Maschinenindustrie, werden im Lande selbst erzeugt, ja selbst Eisenwerke sind schon errichtet. Der autarke Gedanke, modifiziert durch weltwirtschaftliche Überlegungen, beherrscht den Neuaufbau der iranischen Wirtschaft.

Um dieses Wunder verständlich zu machen, sei das Beispiel der Zuckerrabrik von Kehrisek angeführt, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet wurde. Die Konzession wurde einer ausländischen Gesellschaft übertragen. Die um ihren Absatz bangenden Russen jedoch verweigerten den Maschinen den Transit, so daß die ganze Einrichtung vom Golf her auf Karawanenwegen herangebracht werden mußte, jedes große Schwungrad dabei in einzelne Kamellasten zerlegt. Durfte man sich bei mancherlei Verlusten dann nach der Einrichtung rühmen, das kostspieligste Werk der Welt zu besitzen, so verteuerten die Einführung der Zuckerrübe und die Beheizung mit dem weit herangeschafften Holz die Produktion noch derart, daß selbst im benachbarten Teheran kaum Preisgleichheit mit der russischen Ware eingehalten werden konnte. Als dann bestochene Agenten unter dem Volk noch ausstreuten, der Zucker von Kehrisek werde unter Verstoß gegen die muslimischen Kultgesetze der Reinheit hergestellt, zwang der einsetzende Boykott die Fabrik zur Schließung. Bestechlichkeit, Verkehrsnot, politische Ohnmacht und Unaufgeklärtheit der Bevölkerung hatten sich zu einer Phalanx von Hemmnissen verdichtet, so daß die Industrie die Wirtschaftsgüter der Nation eher verzehrte als vermehrte. Heute, da ganz andere Vorbedingungen gegeben sind, arbeitet Kehrisek neben acht anderen neuen Fabriken an einer fast schon zureichenden Eigenversorgung der Nation mit Zucker.

Dazu treten natürlich alle aus der Türkei bekannt gewordenen und aus der Tagesgeschichte geläufigen Reformen des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens, wie Ausbau des Schulwesens mit über 5000 Schulen, darunter Hoch- und Fachschulen, so auch die deutsch-persischen Gewerbeschulen in vielen großen Städten; ferner die Reform des Strafrechts und Zivilrechtes, der Verwaltung, Einführung der europäischen Kleidung, Befreiung und Entschleierung der Frau usw. Wesentlicher erscheint uns, daß Rheza Schah das Volk bewußt zu den Quellen seiner alten Kultur zurückführte — nicht nur zum „Reiten, Bogenschießen und Wahrheitsagen“, was die Perser des Altertums nach Herodot gelernt haben, so erstaunlich es auch zumal bei der letzten dieser Künste scheint —, sondern daß er es auch über die Selbstbeweinung des Schiitismus hinweg zu lebensfroherer und tatkräftigerer Aufbauarbeit wies und aus der früheren religiösen die heutige nationale Gemeinschaft schuf.

Diese ganze staunenswerte Entwicklung Irans, die Persönlichkeit und Lagewandel bewirkten, war aber nur unter der einen Voraussetzung möglich: dem Wandel der außenpolitischen Verhältnisse seit dem Weltkrieg. Das Primat der Politik bei der Entwicklung der Völker zeigt sich auch hier deutlich. In einem erschütternd zu lesenden Buch hat der Amerikaner Morgan Shuster, der vor dem Weltkrieg die Finanzen des Landes in Ordnung bringen sollte, augenfällig dargelegt, wie das gesamte

geplante Aufbauwerk an dem ränkevollen Treiben der Mächte England und Rußland gescheitert ist. Der Imperialismus der großen Nachbarländer wollte Persien jede Möglichkeit zur Selbständigkeit nehmen und gestattete daher eine innere Erstarkung und Gesundung des Landes nicht. Und heute, wo wieder Iran zwischen die Mühlsteine des gleichen Imperialismus geraten ist, wird es nicht anders sein. Die Seele des Aufbaues, Rhesa Schah, die nationalen aufbauenden Kräfte und alle deutschen Mitarbeiter sind von der Sowjetunion und England unter Anwendung brutalster Mittel entfernt, und es ist in einer willfährigen Regierung ein Instrument geschaffen worden, mit dem man ohne Rücksicht auf Iran selbst seine eigenen Interessen verfolgen zu können glaubt, so wie einst zu Morgan Shusters Zeiten.

Diese jüngste Vergewaltigung zeigt deutlich, daß Iran immer der Willkür der beiden großen imperialistischen Nachbarländer rettungslos ausgeliefert ist, wenn sich die Sowjetunion und Großbritannien hinsichtlich ihres Vorgehens im iranischen Raum einig sind. Erst dann kann es wirklich einer politischen Freiheit und damit dem erstrebten Ausbau entgegengehen, wenn nicht nur die stets drohende Bewegung dieser Zange, sondern auch das Instrument selbst beseitigt ist. Das ist die Lehre von 1907 wie von 1941! Solange das Damoklesschwert britisch-sowjetischer Verständigung über Iran schwebt, kann von einer endgültigen Befreiung und von einem dauerhaften Aufbau nicht die Rede sein.

Es war das große Glück Irans, daß sich bei Änderung der durch den Weltkrieg bedingten politischen Weltlage in Rhesa Schah eine überragende Persönlichkeit fand, die die Atempause zu nutzen verstand. In dem Hiatus zwischen den Weltkriegen standen sich ja die großen Nachbarn im Süden und Norden nicht nur abwartend, sondern auch als Vertreter verschiedener Gesichtspunkte in Iran selbst gegenüber. Vor dem Weltkrieg lag es im Interesse der britischen Politik, Persien, in dem England nur das Glacis Indiens sah, in seinem alten verkommenen Zustand zu belassen. Je ungangbarer die Straßen, je zerfallener die Brücken, je fanatischer die Bevölkerung und je unsicherer das Land, desto schwerer war ja der Zugang zum Kronjuwel Indien über das iranische Hochland gemacht. Als aber der erste Weltkrieg nach Persien hinüberspielte und durch die notwendigen Operationen die Erschließung des Landes eingeleitet wurde, die durch die Automobilisierung nicht mehr aufzuhalten war, sah sich die britische Indienpolitik vor eine völlige Umwertung ihrer Anschauungen gestellt. Als die Bolschewisten den alten zaristischen Raum erfüllt hatten, wich England der unmittelbaren Berührung mit der Sowjetunion aus, um drohende Komplikationen zu vermeiden, räumte Persien und das turanische Vorfeld und fand sich nun daran interessiert, das iranische Hochland als einen Prellbock gegenüber den imperialistischen Revolutionären so stark wie möglich auszubauen. England stand also der Ausbildung einer zentralen iranischen Macht nicht mehr ablehnend gegenüber, ja es förderte sie sogar unter dem stillen Vorbehalt, auch weiterhin die Teheraner Politik beeinflussen zu können. Gern gab es darum in Punkten, die nicht die eigenen Lebensinteressen verletzten, nach. Es verzichtete auf die Kapitulationen, räumte das Staatsgebiet von britischen Truppen, leitete die Indien-Fluglinie um die iranische Hoheitsgrenze, wie es der Schah verlangte, und willigte in einen neuen Vertrag über die südpersischen Ölfelder ein, der die persischen Gewinnanteile vermehrte, die ja im wesentlichen der Aufrüstung, also der Stärkung der iranischen Macht, zuflossen. Ein energisches Halt wurde erst

dann gerufen, als Iran die Bahreininseln im Golf beanspruchte, die von England widerrechtlich besetzt und der britischen Politik als Fundstelle großer Öllager für ihre Flotten- und Flugzeugstützpunkte unentbehrlich schienen. So fand also Rhesa Schah in England einen Förderer des inneren Aufbaues, solange dieses sich noch nicht mit der Sowjetunion verständigt hatte und daher ein Ausufern der roten Welle nach dem Süden fürchten mußte.

Die Stellung der Sowjetunion dem neuen Iran gegenüber hat wiederholt in der Methode, nicht aber im Ziel gewechselt, das, wie anderweitig, auch hier die Bolschewisierung des Landes ist. Bald hat Moskau Zuckerbrot, bald wieder die Peitsche angewandt, um sich Iran gefügig zu machen, indem es erst auf alle privilegierten Rechte des beerbten zaristischen Regimes verzichtete, später aber Verschwörungen und Aufstände anzettelte oder den stärksten wirtschaftlichen Druck ausübte. Da der iranische Norden und gleichzeitig die Hauptproduktionsgebiete des Landes hinsichtlich des Exports vielfach auf den nördlichen Nachbarn angewiesen sind, wurde es der Sowjetunion leicht gemacht, politische Ambitionen mit wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen zu unterstützen. Zu seinem Erstaunen sah man sich aber einem Boykott der Bevölkerung gegenüber, die unter herbsten wirtschaftlichen Einbußen alle sowjetischen Waren ablehnte; denn inzwischen war aus den Persern eine Nation geworden. Als die Sowjetunion sogar ihr Interesse vornehmlich auf die Ost- und Westgrenzen des Reiches konzentrieren mußte, betrachtete man in Moskau Iran als einen Nebenkriegsschauplatz der Diplomatie. So war Teheran in der Lage, trotz der wirtschaftlichen Abhängigkeit Moskau gegenüber eine entschiedene Politik einschlagen zu können, die besonders dann an Nachdruck gewann, als mit dem Aufstieg des Dritten Reiches die Aktionskraft der Union im Süden immer mehr lahmgelegt wurde. So gewährte das neue Iran wohl den verhungerten Turkmenen, die in Zehntausenden die grüne Grenze überschritten, aus Menschlichkeit ein Asyl, verwehrte aber allen „roten“ Russen den Eintritt. Der Import von Bolschewisten war in Iran strenger kontingentiert als der irgendeiner anderen volksschädigenden Ware.

Auch die Gegensätze, die Iran zu Afghanistan, zur Türkei und zum Iraq hin hatte — es handelte sich im wesentlichen um kleinere Grenzkonflikte —, konnten durch unmittelbare Verständigung bereinigt werden. Ja, die Mächte fanden sich sogar in Saïdabad zu einem Vertrag zusammen, der allen Beteiligten gemeinsame Hilfe bei einem Angriff zusicherte. Da sich dieser Übereinkunft auch Teile der arabischen Welt anschlossen, schien es, als ob dadurch ein gemeinsamer politischer Block gebildet worden sei, der nicht viel weniger Boden umfaßte als zu jener Zeit, wo ein Kalif rebellierende Duodezfürsten angeblich beherrschte. Doch es zeigte sich, daß diese Konstruktion den großen politischen Belastungen des zweiten Weltkrieges nicht gewachsen war. Iraq und später Iran wurden nach tapferer Gegenwehr besetzt, wobei die Verbandsstaaten wohl die Faust ballten, meist aber nur in der Tasche.

Wie im ersten Weltkrieg hat auch nun Iran als Durchgangsland zu dienen und den Nordraum zu versorgen, wozu freilich heute mehr und bessere Kanäle offenstehen. Außer der Bahnlinie, deren Verladungsanlagen an den Endpunkten Bändär Schah am Kaspischen Meer und Bändär Schahpur am Golf vergrößert werden, stehen von Ost nach West folgende Meridionalverbindungen den Besatzungsmächten zur Verfügung:

I. Vom Persischen Golf aus:

1. Deh Nou—Bampur—Sahedan—Meschhed und von da zu den Bahnstationen der turkestanischen Bahn, nämlich Merw, Duschak, Lutfabad und Askhabad. Diese Straße nimmt bei Sahedan auch die Bahnlinie auf, die über Belutschistan direkt nach dem wichtigen indischen Hafen Karatschi führt.

2. Bändär Abbas—Kerman—Isfahan—Teheran und von da nach den Häfen des Kaspi, nämlich Bändär Schah, Sari, Dschalus und vornehmlich Pahlewi. In Isfahan mündet

3. die Straße Buschehr—Schiras.

4. Mohammerah—Burudschird—Kum—Teheran.

II. Aus Iraq führen die Straßen:

5. Baghdad—Kermanschah—Kaswin—Pahlewi.

6. Mosul—Rawandus—Täbris und damit an die Bahn russischer Spur nach Tiflis.

Da ferner über Afghanistan zwei Verbindungen zwischen Indien und der Sowjetunion bestehen, können also außer der Bahnlinie acht Straßen benutzt werden, von denen die meisten gewiß leichter fahrbar als die Burmastraße sind, die Tschangkaischek mit Waffen versorgt.

So ist aus dem freien Iran wieder ein fremden Interessen unterworfenen Persien geworden. Die neuerliche Besetzung hat aber diesem ungewöhnlich geweckten Volke den unwiderleglichen Nachweis geliefert, daß nur die Zerschmetterung des angelsächsischen und bolschewistischen Imperialismus Freiheit, Fortschritt und Wohlstand erwirken kann. So bindet Deutschland und Iran ein gemeinsames Interesse zusammen, das in einer Welt des Umbruches, wo keine Freundschaften zwischen Nationen, sondern nur Interessengleichheiten zählen, als die beste und solideste Bindung erscheint.

Zur Standortfrage der deutschen Baumwollindustrie.

Von Hermann Mikula, Brünn.

Einer Einladung der Schriftleitung, ein kurzes Begleitwort zum anliegenden Kartogramm: Die Standorte der deutschen Baumwollindustrie, 1 : 2 400 000, von Fritz Schliesselberger, zu schreiben, bin ich um so lieber gefolgt, als der Verfasser der Karte selbst in einer dankenswerten, verdienstlichen Abhandlung des gleichen Titels in historischen Überblicken die Standortfrage dieses wichtigen Industriezweiges erörtert hat, so daß ich meine Aufgabe darauf beschränken kann, die großen geographischen Züge im Bilde des Kartogramms zusammenfassend darzulegen. Denn ich glaube, hier wesentlich Neues, zum mindesten eine in unserer Wissenschaft zu wenig beachtete Verknüpfung von Tatsachen bringen zu können.

Das Kartogramm gestattet, außer den Standorten von Spinnerei und Weberei auch die Leistungsfähigkeit der an den betreffenden Standort geknüpften Industrien abzulesen. Denn es gibt entweder, wie das meist geschieht, die an dem Orte vorhandenen Spindeln und Webstühle oder wenigstens, wie in den Ostgebieten und im Gau Sudetenland sowie im Reichsprotektorat Böhmen und Mähren, die Zahl der an dem betreffenden Standort in der Baumwollindustrie Beschäftigten an. So erhalten wir im ersteren Falle ein vollständiges, im letzteren ein genähertes Bild der Leistungsfähigkeit unseres Industriezweiges. Das Kartogramm erfaßt aber auch einen Teil der Vielgestalt dieser Industrie, wenn

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1942

Band/Volume: [85](#)

Autor(en)/Author(s): Stratil-Sauer Gustav

Artikel/Article: [Iran, Landschaft und Volkstum im Grundriß. 165-182](#)